

Seraina Plotke

## Autorschaft durch Autorisierung

### Bearbeitungen des Alexanderstoffs als Modellfall differenter Verfasserkonzeptionen

**Abstract:** Medieval authorship is characterized by parameters fundamentally different from early modern or modern parameters. On the basis of the popular matter of Alexander, this article investigates into the different ideas that individual authors connected with their writing activity, into how they thought about themselves and what image they created of themselves, and into what traditions they positioned themselves in. This paper considers the Latin text of Archipresbyter Leo of Naples and that of Walter of Châtillon, as well as Lamprecht's and Rudolf von Ems's Middle High German Alexander verses.

---

**Dr. Seraina Plotke:** Deutsches Seminar der Universität Basel, Nadelberg 4, CH-4051 Basel,  
E-Mail: [seraina.plotke@unibas.ch](mailto:seraina.plotke@unibas.ch)

---

Den ›Lobpreis der Variante‹, dies fordert der eindringliche Titel der Programmschrift Bernard Cerquiglini, die auf dem Gebiet der Textualitätstheorie nicht ohne Widerhall geblieben ist.<sup>1</sup> Cerquiglini's Hauptthese bildet die Auffassung, die moderne Textedition werde den besonderen Bedingungen der Handschriftenkultur nicht gerecht: Sie behandle mittelalterliche Texte unter Kategorien, die sich erst nach der Erfindung der Druckerpresse etabliert hätten – nämlich als in sich geschlossene Werke, die durch ihren Schöpfer *autorisiert* worden seien.<sup>2</sup> Cerquiglini ist der Ansicht, dass der Originalitätsgedanke dem Mittelalter völlig fremd war und hält mit Rückgriff auf Michel Foucault fest: »L' auteur n'est pas une idée médiévale.«<sup>3</sup> Autoren im Sinne von Dichtern, die ihr Werk als ihr geistiges Eigentum betrachteten und sich als Schöpfer des von ihnen so und

---

<sup>1</sup> Bernard Cerquiglini: *Éloge de la variante. Histoire critique de la philologie*, Paris 1989.

<sup>2</sup> Cerquiglini [Anm. 1], *passim*, bes. S. 57 f.

<sup>3</sup> Cerquiglini [Anm. 1], S. 25. Cerquiglini bezieht sich auf Michel Foucault: *Qu' est-ce qu' un auteur?*, in: *Bulletin de la société française de philosophie* 63/3 (1969), S. 73–104, dt.: Was ist ein Autor?, in: *ders.: Schriften zur Literatur*, Frankfurt/M. 1988, S. 7–31.

nicht anders gewollten Textes sähen, habe es im Mittelalter nicht gegeben. Aus diesem Grund könne es für die Philologie auch nicht relevant sein, die Größe ›Autor‹ als konstituierendes Element etwa bei der Textedition zu berücksichtigen.<sup>4</sup>

Die heftigen Debatten, die Cerquiglinis plakative Thesen in der Folge auslösten, führten weit über den Bereich der Editionsphilologie hinaus. Zwar entbrannten dort die Diskussionen unter dem Schlagwort ›New Philology‹ besonders kontrovers und dauern bis heute an,<sup>5</sup> doch animierten die angestellten Überlegungen zur Kategorie ›Autor‹ auch dazu, grundsätzlich über Arten und Wesen mittelalterlicher Verfasserschaft nachzudenken, wobei die Problematik, nicht zuletzt unter dem Einfluss der postmodernen Diskussion um den ›Tod des Autors‹<sup>6</sup>, auch jenseits von Editionsfragen an Virulenz gewann.<sup>7</sup>

---

4 Cerquiglini [Anm. 1], passim, z. B. S. 105 ff.

5 Als zentrale Bände und Beiträge rund um die Diskussionen zur ›New Philology‹ lassen sich nennen: Stephen G. Nichols (Hg.): *The New Philology*, in: *Speculum* 65 (1990), S. 1–108; Keith Busby (Hg.): *Towards a Synthesis? Essays on the New Philology*, Amsterdam, Atlanta 1993 (Faux titre 68); Martin-Dietrich Gleßgen, Franz Lebsanft (Hgg.): *Alte und neue Philologie*, Tübingen 1997 (Beihefte zu Editio 8) [Reprint 2011]; Helmut Tervooren, Horst Wenzel (Hgg.): *Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte*, Berlin 1997 (ZdfPh 116, Sonderheft); Ursula Peters (Hg.): *Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450*, Stuttgart 2001 (Germanistische Symposien, Berichtsbände 23); Arthur Groos, Hans-Jochen Schiewer (Hgg.): *Kulturen des Manuskriptzeitalters*, Göttingen 2004 (Transatlantische Studien zu Mittelalter und Früher Neuzeit 1); Michael Stolz (Hg.): *Edition und Sprachgeschichte*. Baseler Fachtagung 2.–4. März 2005, Tübingen 2007 (Beihefte zu Editio 26); Freimut Löser: *Überlieferungsgeschichte und New Philology. Methodische Varianten der Altgermanistik*, Wiesbaden 2012 [angekündigt].

6 Roland Barthes: *La mort de l'auteur*, in: *Manteia* 5 (1968), S. 12–17, dt.: *Der Tod des Autors*, in: ders.: *Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV*, Frankfurt/M. 2006, S. 57–63.

7 Aus der reichen Fülle an Forschungsbeiträgen zu diesem Thema hier nur einige Hinweise: Jan-Dirk Müller: *Auctor – Actor – Author*. Einige Anmerkungen zum Verständnis vom Autor in lateinischen Schriften des frühen und hohen Mittelalters, in: Felix Philipp Ingold, Werner Wunderlich (Hgg.): *Der Autor im Dialog. Beiträge zu Autorität und Autorschaft*, Sankt Gallen 1995, S. 17–31; Elizabeth Andersen [u. a.] (Hgg.): *Autor und Autorschaft im Mittelalter*. Kolloquium Meißen 1995, Tübingen 1998; Rüdiger Schnell: ›Autor‹ und ›Werk‹ im deutschen Mittelalter. Forschungskritik und Forschungsperspektiven, in: *Wolfram-Studien* 15 (1998), S. 12–73; Silvia Schmitz: *Die ›Autorität‹ des mittelalterlichen Autors im Spannungsfeld von Literatur und Überlieferung*, in: Jürgen Fohrmann [u. a.] (Hgg.): *Autorität der/in Sprache, Literatur, Neuen Medien*. Vorträge des Bonner Germanistentages 1997, Bielefeld 1999, S. 465–483; Thomas Bein: *Zum ›Autor‹ im mittelalterlichen Literaturbetrieb und im Diskurs der germanistischen Mediävistik*, in: Fotis Jannidis [u. a.] (Hgg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*, Tübingen 1999 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 71), S. 303–320; Ursula Peters: *Autorbilder in volkssprachigen Handschriften des Mittelalters. Eine Problemskizze*, in: *ZfdPh* 119 (2000), S. 321–368;

Richtete sich das Augenmerk demnach auf die Charakteristika und die Facetten mittelalterlicher Autorschaft, indem speziell die Verfasser und die Merkmale ihres Verfassertums in den Blick genommen wurden, erweiterte sich das Forschungsinteresse in der letzten Dekade dahingehend, dass zudem nach den verschiedenen Textualitätsphänomenen gefragt wird, wie sie für die mittelalterliche Literaturproduktion prägend waren. In der jüngeren Forschung stehen nicht mehr vorwiegend die Subjekte als Textproduzenten im Fokus der Untersuchungen, sondern darüber hinaus vor allem die Verfahren, die die Verfasser bei der Textproduktion und der Textreproduktion anwandten. Die Schlüsselbegriffe, die diesen Forschungstrend bezeichnen, lauten dementsprechend: ›Wiedererzählen‹, ›rewriting‹, ›récriture‹,<sup>8</sup> die Rede ist von ›Retextualisierungen‹ oder von ›Übertragungen‹.<sup>9</sup> Gefragt wird nach den verschiedenen Verfahren des Wiedergebrauchs von Stoffen und Texten, nach den Qualitäten und Spezifiken mittelalterlicher Übersetzungen, Kompilationen, Bearbeitungen, (Neu-) Fassungen usw.

Deutlich zeigt sich an diesem Punkt die Interdependenz der Forschungsdebatten: So sind die Diskussionen um mittelalterliche Autorschaft und die Frage der Retextualisierung eng miteinander verwandt, ja beleuchten im Grunde genommen die zwei Seiten derselben Medaille: Fragt man auf der einen Seite, was den Autor, den Kompilator, den Kommentator, den Redaktor oder den Übersetzer ausmacht, interessiert auf der anderen, was die Kompilation von der

---

Timo Neuvekamp-Felber: Autorschaft als Textfunktion. Zur Interdependenz von Erzählerstilisierung, Stoff und Gattung in der Epik des 12. und 13. Jahrhunderts, in: *ZfdPh* 120 (2001), S. 1–23; Sebastian Coxon: *The Representation of Authorship in Medieval German Narrative Literature 1220–1290*, Oxford 2001; Dorothea Klein: Inspiration und Autorschaft. Ein Beitrag zur mediävistischen Autordebatte, in: *DVjs* 80 (2006), S. 55–96; Gerald Kapfhammer [u. a.] (Hgg.): *Autorbilder. Zur Medialität literarischer Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Münster 2007 (Tholos 2); Sonja Glauch: *An der Schwelle zur Literatur. Elemente einer Poetik des höfischen Erzählens*, Heidelberg 2009 (Studien zur historischen Poetik 1); Monika Unzeitig: *Autornamen und Autorschaft. Bezeichnung und Konstruktion in der deutschen und französischen Erzählliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts*, Berlin 2010 (MTU 139).

<sup>8</sup> Richtungsweisend ist Franz Josef Worstbrock: *Wiedererzählen und Übersetzen*, in: Walter Haug (Hg.): *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*, Tübingen 1999 (Fortuna vitrea 16), S. 128–142.

<sup>9</sup> Joachim Bumke, Ursula Peters (Hgg.): *Retextualisierung in der mittelalterlichen Literatur*, Berlin 2005 (*ZfdPh* 124, Sonderheft); Britta Bußmann [u. a.] (Hgg.): *Übertragungen. Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Berlin, New York 2005 (Trends in Medieval Philology 5). Die Interdependenz der beiden Forschungsansätze zeigt sich schon im Titel des Bandes: Renate Schlesier, Beatrice Trinca (Hg.): *Inspiration und Adaptation. Tarnkapfen mittelalterlicher Autorschaft*, Hildesheim 2008 (Spolia Berolinensia 29).

Adaptation, die Redaktion von der Übersetzung, die Fassung von der Bearbeitung<sup>10</sup> unterscheidet.

Kaum ein Stoff war im Mittelalter so beliebt wie derjenige, der vom Leben und den Feldzügen Alexanders des Großen berichtet. Immer wieder wurde die Geschichte des makedonischen Heerführers aufgegriffen und von neuem erzählt – übersetzt, verkürzt, erweitert, umgearbeitet, in Prosa aufgelöst, kurz: retextualisiert –, in insgesamt über achtzig eigenständigen Bearbeitungen und in den verschiedensten Sprachen.<sup>11</sup> Die Frage liegt also nahe, welche Vorstellungen die einzelnen Verfasser selbst mit ihrem Tun verbanden und als was sie sich begriffen, wozu sie sich stilisierten und in welche Traditionen sie sich stellten.

In der Kontroverse rund um das mittelalterliche Autorverständnis wurde mithin der Standpunkt vertreten, lateinische und volkssprachliche Literatur unterscheide sich in der Tendenz dahingehend, dass erstere eher durch eine feste, an die Verfasser-Autorität geknüpfte Textüberlieferung geprägt sei, da dem lateinischen Literaturbetrieb aufgrund der Auseinandersetzung mit den explizit als *auctores* bezeichneten antiken Kapazitäten die Idee der Autorintention zur Verfügung stand.<sup>12</sup> Gerade am Beispiel des Alexanderstoffs lassen sich

---

**10** Vgl. zum Fassungs-begriff etwa Joachim Bumke: Einleitung, in: Die ›Nibelungenklage‹. Synoptische Ausgabe aller vier Fassungen, hg. v. Joachim Bumke, Berlin, New York 1999, S. 1–38, hier S. 7–12, sowie die Rezension zu diesem Band von Peter Strohschneider in: *Arbitrium* 19 (2001), S. 26–32.

**11** Siehe etwa Herwig Buntz: *Die deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters*, Stuttgart 1973 (Sammlung Metzler 123), S. 1.

**12** Grundlegend zum lateinischen Autorbegriff bzw. zum Autorverständnis, wie es die mittellateinische Literatur spiegelt: Paul Klopsch: Anonymität und Selbstnennung mittellateinischer Autoren, in: *Mittellateinisches Jahrbuch* 4 (1967), S. 9–25; Alastair Minnis: *Medieval theory of authorship. Scholastic literary attitudes in the later Middle Ages*, 2nd ed., with a new preface by the author, Philadelphia 2010 [Erstausgabe London 1984]. Weiterführend siehe etwa: Almut Suerbaum: ›Accessus ad Auctores‹. Autorkonzeptionen in mittelalterlichen Kommentartexten, in: Andersen [Anm. 7], S. 29–37; Benedikt Konrad Vollmann: Autorrollen in der lateinischen Literatur des 13. Jahrhunderts, in: Matthias Meyer, Hans-Jochen Schiewer (Hgg.): *Literarisches Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters*. Festschrift für Volker Mertens zum 65. Geburtstag, Tübingen 2002, S. 813–827; Felix Heinzer: *Leselenkung als Selbstinszenierung des Autors. Zum autographen Text- und Bildvorspann von Gottfrieds von St. Viktor ›Fons Philosophiae‹*, in: Eckart Conrad Lutz [u. a.] (Hgg.): *Lesevorgänge. Prozesse des Erkennens in mittelalterlichen Texten, Bildern und Handschriften*, Zürich 2010 (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 11), S. 183–204. Zur spezifischen Editions-situation mittellateinischer Texte in der Auseinandersetzung mit der ›New Philology‹: Haijo J. Westra: *New Philology and the Editing of Medieval Latin Texts*, in: Busby [Anm. 5], S. 49–58; Giovanni Orlandi: *Perché non possiamo non dirci lachmanniani*, in: *Filologia mediolatina* 2 (1995), S. 1–42; Carmen Cardelle de Hartmann: *El desafío de la literatura latina bajomedieval*, in: *Euphrosyne. Revista de filologia clásica* 31 (2003), S. 475–482.

Unterschiede und Ähnlichkeiten im Verfasserbewusstsein lateinischer und volkssprachiger Erzähler kontrastiv erörtern, da für beide Fälle eine Fülle an Material erhalten ist.

Überlegungen zu Autorschaft, Angaben zu den Quellen, Reflexionen bezüglich der Einordnung in literarische Traditionen oder zum poetologischen Verständnis des eigenen Tuns stellen mittelalterliche Verfasser in der Regel in den Prologen zu ihren Werken an,<sup>13</sup> die am ehesten diejenigen Informationen liefern, welche neuzeitliche Bücher in den sogenannten Paratexten bieten.<sup>14</sup> Mittelalterliche Buch-Medialität unterscheidet sich von der neuzeitlichen nicht nur durch den in der ›New Philology‹ herausgestellten Gegensatz von Manuskript- und Druckkultur, sondern vor allem auch insofern, als die jeweiligen Schrifträger eine divergente Text-Präsentation aufweisen.<sup>15</sup> Anders als neuzeitliche Bücher sehen mittelalterliche Kodizes gemeinhin keine Paratexte vor, die bestimmte Angaben zu einem Werk – wie Autorname, Werktitel, Überlegungen des Autors oder des Herausgebers usw. – an einem fest etablierten, werkexternen Platz vermitteln.<sup>16</sup> Dieser Umstand hängt nicht primär mit der unter-

---

**13** Siehe weiterführend zu diesem Themenkomplex: Christoph Huber: Wort- und Bildnetze zum Textbegriff im nachklassischen mittelhochdeutschen Romanprolog (Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg), in: Gerd Dicke [u. a.] (Hgg.): Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter, Berlin, New York 2006 (Trends in Medieval Philology 10), S. 263–285.

**14** Einschlägig zur Definition des Paratexts: Gérard Genette: *Seuils*, Paris 1987, dt: *Paratexte*, mit einem Vorwort von Harald Weinrich, aus dem Franz. von Dieter Hornig, Frankfurt/M. 1989. Weiterführend etwa: Remigius Bunia: *Faltungen. Fiktion, Erzählen, Medien*, Berlin 2007 (Philologische Studien und Quellen 202); Till Dembeck: *Texte rahmen. Grenzregionen literarischer Werke im 18. Jahrhundert* (Gottsched, Wieland, Moritz, Jean Paul), Berlin 2007 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 46 / 280).

**15** Grundsätzlich zur mittelalterlichen Buchkultur etwa: Jürgen Wolf: *Buch und Text. Literatur- und kulturhistorische Untersuchungen zur volkssprachigen Schriftlichkeit im 12. und 13. Jahrhundert*, Tübingen 2008 (Hermaea. Gemanistische Forschungen N. F. 115); Michael Stolz [u. a.] (Hgg.): *Buchkultur im Mittelalter. Schrift – Bild – Kommunikation*, Berlin 2005.

**16** Die mittelalterliche Manuskriptkultur kannte keine systematische werkexterne Kennzeichnung des betreffenden Inhalts am Buch selbst: Planmäßige äußerliche Markierungen der Textträger analog der antiken *Sillyboi* (siehe unten Anm. 19), der neuzeitlichen Titelblätter oder gar der heute üblichen Buchumschläge, die konsequent und auf einen kurzen Blick hin Auskunft über Verfasser und Substanz des gebotenen Inhalts geben, ohne dass das schriftragende Medium zur Lektüre zurechtgelegt – geöffnet – oder gar der Leseprozess des Werks selbst begonnen werden muss, finden sich bei mittelalterlichen Kodizes zumeist nicht. Bei lateinischen Texten, insbesondere bei den Kirchenvätern oder bei den Werken der sogenannten *auctores*, wurden Verfasser und Werktitel zwar nicht selten am Buchanfang graphisch hervorgehoben über die *incipit*-Formel genannt, für volkssprachliche Texte war ein solches Verfahren jedoch nicht etabliert. Kodizes, die volkssprachliche Werke enthielten, zeigten in der Regel überhaupt keine

schiedlichen Herstellungstechnik von handschriftlicher und gedruckter Edition zusammen, sondern vielmehr mit einem anders gearteten Buchwesen: Paratexte gehören zum Buchhandel und zum Gebrauch von Büchern als Handelsware.<sup>17</sup>

Dass Buchhandel und eine warenförmige Buchkultur nicht grundsätzlich an die Errungenschaft der Druckerpresse gebunden sind, sondern sich durchaus auch auf der Basis handschriftlichen Kopierens einrichten lassen, zeigt das Beispiel der römischen Antike, die in der späten Republik und in der Kaiserzeit über einen äußerst florierenden Buchmarkt verfügte.<sup>18</sup> Trotz Handschriftenkultur, in der die Herstellung größerer Auflagen nur durch massenhaft vervielfältigende Schreibprozesse ermöglicht wurde, besaß das Buch in der römischen Blütezeit den Status des Handelsguts einer Waren produzierenden Gesellschaft. Bei der Vermarktung und Verwaltung des Produkts erhielten werkexterne Kennzeichnungen des Inhalts der Buchrolle den Stellenwert der Unabdingbarkeit.<sup>19</sup>

Die Prologe (und Epiloge) mittelalterlicher Erzähltexte haben, was die Übermittlung werkspezifischer und metaliterarischer Informationen angeht, zwar eine neuzeitlichen Paratexten vergleichbare Bedeutung, doch unterscheiden sie sich von diesen dadurch, dass sie meist unmittelbar mit der betreffenden Dichtung verwoben sind. Demgegenüber kennt die neuzeitliche Buchkultur einen Werkbegriff, der Paratexte in der Regel als nicht zum Werk gehörig klassifiziert:

---

außerliterarischen Angaben zum Buchinhalt (eine Ausnahme bilden die großen Lyrikhandschriften, die nach einem verfasserorientierten Prinzip strukturiert sind). Siehe zu diesem Problemkomplex auch Unzeitig [Anm. 7], S. 20–49; Glauch [Anm. 7], S. 27–104.

**17** Dies zeigt sich besonders augenscheinlich an den Einleitungsstücken und Parerga europäischer Humanistendrucke und an der Entwicklung des Titelblatts im Buchdruck des 16. Jahrhunderts (zu Letzterem siehe etwa Jutta Breyll: Beobachtungen zur Geschichte des Augsburger Titelblattes vom 15. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, in: Helmut Gier, Johannes Janota [Hgg.]: Augsburger Buchdruck und Verlagswesen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1996, S. 243–289).

**18** Zum florierenden Buchmarkt gehörte ein gut ausgebildetes Buchhändler- und Verlagswesen (vgl. weiterführend Guglielmo Cavallo: Libri, editori e pubblico nel mondo antico. Guida storica e critica, 9. Aufl., Rom, Bari 2009). Die Abschriften eines Textes wurden in der Regel von Schreibsklaven nach Diktat besorgt, die in Gruppen arbeiteten.

**19** Buchmarkt und Bibliothekswesen verlangten, dass das Einzelprodukt systematisch katalogisiert und aufbewahrt wurde, damit die gewünschten Werke zugänglich und möglichst leicht aufzufinden waren. Diesem Zweck dienten die Sillyboi, heraushängende Pergamentstreifen, mit denen die dicht in die Regale gepackten Rollen versehen waren und die Autor und Titel des betreffenden Buches bekanntgaben. Für diese Pergamentstreifen wurde lateinisch das Wort *titulus* verwendet: Darauf befanden sich Angaben zum Autor und zum Inhalt des Werks (nicht etwa nur, wie missverständlich gemeint sein könnte, der Titel).

Paratexte informieren über ein Werk, ohne dass in die Lektüre desselben eingetreten werden muss.<sup>20</sup> Eine solche funktionale Differenzierung von Erzählvorgang und metatextuellen Hinweisen ist in den mittelalterlichen Kodizes nicht etabliert: Wer die entsprechenden pragmatischen Angaben eines Erzähltexts zu ermitteln sucht, ist in der Regel gezwungen, sich auf den Rezeptionsprozess des Werks selbst einzulassen. Nicht selten präsentieren die als Teile der Dichtungen fungierenden Vorreden, Binnenprologe und Epiloge<sup>21</sup> in die Narration eingelagerte metapoetische Überlegungen, durch die sich die Verfasser innerhalb des Literaturbetriebs ihrer Zeit positionieren.

Den wirkungsmächtigsten Ausgangspunkt mittelalterlicher Alexanderdichtungen bildete die lateinische Übertragung des griechischen Alexanderromans von Pseudo-Kallisthenes,<sup>22</sup> die der Archipresbyter Leo von Neapel in der Mitte des zehnten Jahrhunderts anfertigte.<sup>23</sup> Die Vorrede des Werks nennt den Erzpriester nicht nur als Übersetzer der fremdsprachigen Vorlage, sondern stilisiert ihn vor allem zum Vermittler und Kontaktmann zwischen oströmisch-griechischer und abendländischer Kultur.<sup>24</sup>

So erzählt der Prolog, dass die Herzöge Johannes und Marinus von Kampagnen Leo in diplomatischer Angelegenheit nach Konstantinopel geschickt hätten, wo dieser nach Büchern gestöbert habe und dabei auf die Geschichte über

---

**20** Natürlich gibt es Fälle, in denen mit diesem Umstand gespielt wird bzw. bei welchen nicht auszumachen ist, ob ein bestimmtes Vorwort eines Herausgebers oder Autors als Paratext in diesem spezifischen Sinne zu taxieren ist (z. B. bei Jean Paul). Siehe dazu Uwe Wirth: *Die Geburt des Autors aus dem Geist der Herausgeberfiktion. Editoriale Rahmung im Roman um 1800: Wieland, Goethe, Brentano, Jean Paul und E.T.A. Hoffmann*, Paderborn 2008.

**21** Allerdings haben die mittelalterlichen Bearbeiter und Abschreiber die Prologe und Epiloge nicht zwangsläufig als zum Werk gehörig aufgefasst, was sich darin spiegelt, dass diese in den Handschriften manchmal weggelassen wurden.

**22** Das fälschlicherweise dem Hofhistoriker Alexanders zugeschriebene griechische Werk aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert kursierte in verschiedenen Rezensionen. Zu Leos Vorlage siehe etwa Elisabeth Lienert: *Deutsche Antikenromane des Mittelalters*, Berlin 2001 (Grundlagen der Germanistik 39), S. 26 f.

**23** Neben Leos Übertragung, die vor allem durch die aus ihr hervorgegangenen interpolierten Fassungen der sogenannten ›Historia de preliis‹ eine enorme Nachwirkung entwickelte, blieb auch die von Julius Valerius im 4. Jahrhundert angefertigte Übersetzung des griechischen Alexanderromans und vor allem die auf diese zurückgehende Epitome (nach ihrem ersten Herausgeber als Zacher-Epitome bezeichnet) nicht folgenlos für die mittelalterlichen Bearbeitungen des Alexanderstoffes. Als weitere wichtige Quelle dienen dem Mittelalter die zehn Bücher ›Historiae Alexandri Magni Macedonis‹ des römischen Geschichtsschreibers Curtius Rufus.

**24** Zu den Handschriften, die den Prolog überliefern, siehe Buntz [Anm. 11], S. 13.

die Kämpfe und Siegestaten Alexanders von Makedonien gestoßen sei.<sup>25</sup> Explizit wird festgehalten, dass der Archipresbyter das Manuskript mit großer Sorgfalt und ohne Verzögerung kopiert und die Abschrift zurück nach Neapel mitgenommen habe, um sie dem Herrscherpaar zu übergeben.<sup>26</sup> In späteren Jahren sei von Herzog Johannes eine Art Bibliotheksrevision veranlasst worden, in der er seine Bücher durchsehen, ordnen und neu zusammenstellen ließ.<sup>27</sup> Der Prolog erwähnt in diesem Zusammenhang Schriften der Kirchenväter, das Alte und das Neue Testament, aber auch antike Geschichtsschreiber wie Flavius Josephus, Titus Livius und Dionysius von Halikarnass.<sup>28</sup> Da habe sich Johannes an das Manuskript über Alexander den Großen erinnert, Leo zu sich gerufen und ihm aufgetragen, den Text aus dem Griechischen in die lateinische Sprache zu übertragen.<sup>29</sup>

Mit dem Prolog zum Auftakt des Werks präsentiert sich der Verfasser als Mittelsmann zwischen den Kulturen. Über den Hinweis, seine Quelle in Konstantinopel auf der Suche nach Büchern gefunden zu haben, greift Leo einen Topos auf, der sowohl in der Antike als auch im Mittelalter dazu diente, den Inhalt eines Werks zu beglaubigen und dadurch seinen Wert zu steigern.<sup>30</sup> Signifikant ist in diesem Zusammenhang der Entdeckungsort: Konstantinopel bildete das Zentrum der gelehrten byzantinischen Welt. Die Stadt stellte gleichsam das Bindeglied zwischen heidnischer Antike und christlichem Mittelalter dar, wobei sich durch sie gerade auch das griechische Altertum erschließen ließ, das dem Abendland sonst mit wenigen Ausnahmen fremd blieb. Leos Vorrede markiert Konstantinopel als Speicher des hellenistischen Wissens, der

---

25 Leo von Neapel: *Nativitas et victoria Alexandri Magni*, Prolog, 2: [...] *Quo pergente in eandem Constantinopolitanam urbem coepit inquirere libros ad legendum. Inter quos invenit historiam continentem certamina et victorias Alexandri, regis Macedoniae* (hier und im Folgenden zitiert nach: Die *Historia de preliis Alexandri Magni*. Der lateinische Alexanderroman des Mittelalters. Synoptische Edition der Rezensionen des Leo Archipresbyter und der interpolierten Fassungen J<sup>1</sup>, J<sup>2</sup>, J<sup>3</sup>, [Buch I und II], hg. v. Hermann-Josef Bergmeister, Meisenheim/Glan 1975, S. 2b).

26 Leo von Neapel, *Nativitas et victoria Alexandri Magni*, Prolog, 2 (S. 2b): *Et nullam neglegentiam vel pigritiam habendo sine mora scripsit et secum usque Neapolim deduxit ad suos predictos excellentissimos seniores et ad praeclaram et beatissimam coniugem eius [...]*.

27 Vgl. Leo von Neapel: *Nativitas et victoria Alexandri Magni*, Prolog, 2 (S. 2b).

28 Vgl. ebd.

29 Vgl. Leo von Neapel: *Nativitas et victoria Alexandri Magni*, Prolog, 2 (S. 3a).

30 Siehe Sebastian Coxon: Zur Form und Funktion einiger Modelle der Autorenselbstdarstellung in der mittelhochdeutschen Heldenepik: ›Wolfdietrich‹ und ›Dietrichs Flucht‹, in: Andersen [Anm. 7], S. 148–162, hier S. 151; grundsätzlich zum Topos der Fundgeschichte: Wolfgang Speyer: Bücherfunde in der Glaubenswerbung der Antike. Mit einem Ausblick auf Mittelalter und Neuzeit, Göttingen 1970 (Hypomnemata 24).



Bücherschätze barg, über welche die westliche Welt nicht verfügte: Wer in den Bibliotheken dieser Metropole stöberte, konnte Dokumente zu Tage fördern, wie sie dem eigenen Wirkungskreis fehlten.

Wie der Prolog verdeutlicht, liegt mit der Geschichte über den großen Feldherrn Alexander und seine Siegestaten ein genau solcher Fund vor, dessen Wert der Archipresbyter dahingehend deutet, dass sein Inhalt alle Christen zu einem besseren Handeln anzuleiten vermag.<sup>31</sup> Indem Leo im Zusammenhang mit seiner Quelle explizit auf angesehenere antike Historiker rekurriert, steigert er die Bedeutung seiner Entdeckung zusätzlich, die dadurch denselben Rang wie die Werke der genannten Geschichtsschreiber erhält. Dass Leo seiner Rolle als Vermittler zwischen den Kulturen einigermassen Gewicht zumisst, spiegelt sich in der Betonung der besonderen Sorgfalt, welche er nach eigener Aussage auf die Abschrift des griechischen Manuskripts verwandte. Daraus ergibt sich indirekt auch ein Qualitätssiegel für seine Übertragung ins Lateinische, da in Bezug auf die Übersetzertätigkeit ebenso mit Akribie, Umsicht und Fleiß gerechnet werden darf, auch wenn sich der Verfasser mit derartigen Bewertungen bescheiden zurückhält.

Leos Übersetzung des griechischen Alexanderromans erlebte in den folgenden Jahrhunderten verschiedene Rezensionen und Mischredaktionen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie ohne Prolog und anonym überliefert sind.<sup>32</sup> Eine Autor- bzw. Verfasserinstanz lässt sich in diesen interpolierten Fassungen von daher nur ex negativo greifen: nämlich insofern, als sie unterdrückt ist. So scheint hier zu gelten, was die ›New Philology‹ weniger für lateinische als für volkssprachige Texte als charakteristisch propagierte: Obwohl ursprünglich mit einem Verfassernamen versehen, betrachteten die Bearbeiter Leos Übersetzung als nicht autorisiert und frei verfügbar, so dass das Werk immer wieder verändert, redigiert und neu gestaltet wurde. Genau diese Auffassung spiegelt sich in der Textüber-

---

**31** So formuliert der Prolog gleich zum Auftakt: *Certamina vel victorias excellentium virorum infidelium ante adventum Christi, quamvis exstitissent pagani, bonum et utile est omnibus Christianis ad audiendum et intelligendum tam praelatis quam subditis, videlicet saecularibus et spiritualibus viris, quia cunctos ad meliorem provocat actionem* (Leo von Neapel, *Nativitas et victoria Alexandri Magni*, Prolog, 1, [S. 2a]). Mit *certamina et victorias Alexandri, regis Macedoniae* beschreibt Leo im Folgenden (Prolog, 2 [S. 2b]) den Inhalt seiner Quelle, womit er exakt den Wortlaut der Eingangspassage aufgreift und den Feldherrn Alexander automatisch mit einem der *excellentium virorum infidelium ante adventum Christi* identifiziert, mit deren Taten man sich auch als Christ sinnvoller Weise auseinandersetzen könne.

**32** Zu den verschiedenen Rezensionen der sog. ›Historia de preliis‹ siehe Hermann-Josef Bergmeister, Einführung, in: *Die Historia de preliis Alexandri Magni* [Anm. 25], S. VIIa–XIIIb, hier S. VIIa–XIb.

lieferung der ›Historia de preliis‹ wider: »Die einzelnen Handschriften divergieren nach Inhalt, Struktur und Wortschatz erheblich.«<sup>33</sup>

Die erste mittelhochdeutsche Alexanderdichtung, das um 1150 entstandene Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, ist gleichzeitig eine der frühesten volkssprachigen Bearbeitungen des Stoffs überhaupt. Sie stellt insofern eine Besonderheit hinsichtlich der Weitergabe dieser *materia* dar, als Lamprechts Werk eine französische Vorlage besitzt und damit nur mittelbar auf lateinische Quellen zurückgeht.<sup>34</sup> Lamprechts Dichtung ist in drei Versionen überliefert,<sup>35</sup> deren älteste im Codex 276 des Vorauer Chorherrenstifts zusammen mit Werken vornehmlich biblischen Inhalts tradiert ist.<sup>36</sup>

Mit dem Auftakt des Prologs des sogenannten ›Vorauer Alexander‹ wird das die Exordialsituation prägende kommunikative Dreieck Redestimme – Mitteilung – Adressat aufgespannt: Ein für den Sprechakt maßgebliches *wir* erbittet Aufmerksamkeit von einem mit *ir* angeredeten Adressatenkreis, und zwar für sein *lît*; und in Bezug auf das Tun der Sprecherinstanz ist von *wurchen* die Rede.<sup>37</sup> Mhd. *wirken* bzw. *wurken* bezeichnet grundsätzlich ein Tätig-sein, umfasst Bedeutungen wie ›handeln‹, ›tun‹, ›machen‹, ›verfertigen‹, ›ins Werk setzen‹.<sup>38</sup> Präsentisch

**33** So formuliert es mit Blick auf die Überlieferung der ›Historia de preliis‹ Schnell [Anm. 7], S. 67.  
**34** Vgl. zu diesem Aspekt Christoph Mackert: Die Alexanderdichtungen des Alberich von Bisinzo und des Pfaffen Lambrecht und die Historia de preliis. Zur möglichen Bedeutung von Quellenuntersuchungen für die Frage nach dem ›Sitz im Leben‹, in: Anna Keck, Theodor Nolte (Hg.): *Ze hove und an der strâzen*. Die deutsche Literatur des Mittelalters und ihr ›Sitz im Leben‹. Festschrift für Volker Schupp zum 65. Geburtstag, Stuttgart, Leipzig 1999, S. 43–60. Eine Übersicht über die französischen Bearbeitungen im 12. Jahrhundert bietet Martin Gosman: *La légende d'Alexandre le Grand dans la littérature française du 12<sup>e</sup> siècle*. Une réécriture permanente, Amsterdam, Atlanta 1997; speziell der Bearbeitung von Alberich, die Lamprechts Vorlage darstellt, widmet sich Ulrich Mölk: Alberics Alexanderlied, in: Jan Cölln [u. a.] (Hgg.): *Alexanderdichtungen im Mittelalter*. Kulturelle Selbstbestimmung im Kontext literarischer Beziehungen, Göttingen 2000, S. 21–36.

**35** Die Überlieferungssituation des Alexanderlieds des Pfaffen Lamprecht im Verhältnis zu den drei Fassungen beschreibt weiterführend: Jan Cölln: *Arbeit an Alexander*. Lambrecht, seine Fortsetzungen und die handschriftliche Überlieferung, in: Cölln [Anm. 34], S. 162–207.  
**36** Zur Einordnung des Alexanderlieds in die Vorauer Sammelhandschrift siehe Klaus Grubmüller: *Die Vorauer Handschrift und ihr ›Alexander‹*. Die kodikologischen Befunde: Bestandsaufnahme und Kritik, in: Cölln [Anm. 34], S. 208–221.  
**37** Vorauer Alexander, V. 1/2: *Diz lît, daz wir hî wurchen, daz sult ir rehte merchen* (hier und im Folgenden nach der Ausgabe: Pfaffe Lambrecht: *Alexanderroman*, mhd./nhd., hg., übers. u. komm. v. Elisabeth Lienert, Stuttgart 2007).

**38** Vgl. Matthias Lexer: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum *Mittelhochdeutschen Wörterbuch* von Benecke-Müller-Zarncke, Nachdr. mit einer neuen Einl. sowie einer zsgef. und wesentl. erw. Korrigendaliste von Kurt Gärtner, Stuttgart 1992, Bd. 3, Sp. 928 f.

formuliert und mit deiktischer Bezugnahme *hî* rekurriert die Redestimme auf den Akt der narrativen Darbietung der Dichtung. Davon abgesetzt, nämlich im Tempus der Vergangenheit und in der dritten Person geäußert, wird das erwähnte *lît* mit einem Verfassernamen verbunden, mit diesem auch unmittelbar die betreffende *materia* verknüpft: *iz tihte der pfaffe Lambret. / Er tâte uns gerne ze mâre / wer Alexander wâre* (V. 4–6).<sup>39</sup>

Die Sprechinstanz des Prologs differenziert mit Blick auf das *lît* also zwei verschiedene Aspekte: einmal das *lît* als Darbietung, die Dichtung als prozessualen Akt (für diesen Aspekt zeichnet das den Redevorgang induzierende *wir* verantwortlich); zum anderen das *lît* als fertiges Produkt, das beim Ereignis des Berichterstattens bereits vorliegt (für diesen Gesichtspunkt wird die Autorinstanz Lamprecht bemüht). Diese beiden vom Prolog unterschiedenen Blickwinkel korrespondieren präzise mit der von Gérard Genette eingeführten Differenzierung von *Erzählung* und *Narration*. Mit »Erzählung« (*récit*) bezeichnet Genette »den Signifikanten, die Aussage, den narrativen Text oder Diskurs«, mit »Narration« (*narration*) den »produzierenden narrativen Akt sowie im weiteren Sinne [die] real[e] oder fiktiv[e] Situation.«<sup>40</sup>

Der Prolog unterscheidet also den Dichter Lamprecht, der das Alexanderlied geschaffen hat, so dass es nun (in Buchform) vorliegt, vom Sprecher in der Vortrags-situation, der das Lied zum Besten gibt und im Akt der Darbietung vergegenwärtigt.<sup>41</sup> Um die Tätigkeit Lamprechts zu beschreiben, verwendet die Rede- und Erzählinstanz das Verb *tihten*, stellt den Pfaffen somit auf die gleiche Stufe mit dem Verfasser der Vorlage, über den wenig später berichtet wird: *Alberîch von Bisinzo /*

<sup>39</sup> Ähnlich analysiert dies auch Unzeitig [Anm. 7], S. 128.

<sup>40</sup> Gérard Genette: *Discours du récit*, in: ders., *Figures III*, Paris 1972, S. 67–273; dt.: Die Erzählung, mit einem Nachwort hg. v. Jürgen Vogt, aus dem Französischen v. Andreas Knop, München 1998, S. 16.

<sup>41</sup> Wie Unzeitig hier zwei verschiedene Autordiskurse zu unterscheiden, erscheint mir nicht sinnvoll, vielmehr wird die Autorinstanz von der Rede- und Erzählstimme geschieden (vgl. Unzeitig [Anm. 7], S. 129). Finden sich in den tradierten Texten Hinweise auf eine mündliche Vortragssituation, wird in der mediävistischen Forschung häufig von *fingierter Mündlichkeit*, mitunter auch von *inszenierter Mündlichkeit* gesprochen (einen Überblick zu den verschiedenen Positionen und weiterführende Überlegungen bietet Glauch [Anm. 7], S. 27–163). Ich möchte den Fokus modifizieren und festhalten, dass sich gerade in den volkssprachlichen Werken eine betonte Referentialisierung des Erzählaktes als solchem manifestiert. In aller Regel wird ein heterodiegetisches Ich konstituiert, das verantwortlich zeichnet für den Akt des Erzählens, den Erzählprozess im Sinne von Genettes *narration*. Diesem Ich gegenüber wird eine Verfasser-Instanz gestellt, die mit dem Erzähltext als fertigem Produkt verknüpft wird.

der brâhte uns diz lît zû. / er hetez in walhischen getihtet (V. 13–15).<sup>42</sup> Die Qualität des Tuns Lamprechts wird demnach von derjenigen des Verfassers seiner Quelle nicht unterschieden: Dieses Tun wird in beiden Fällen mit dem Verb *tihthen* bezeichnet.<sup>43</sup>

Im Zentrum steht im ›Vorauer Alexander‹ auch nicht die Quelle, die es zu übersetzen gilt – wie bei Leo –, sondern das Ergebnis der Übertragung, das schon im dritten Vers, unmittelbar vor der Autornennung, besonders ausgewiesen wird: *sîn gevûge ist vil reht*. Es besteht in der Forschung zwar keine Einigkeit darüber, ob sich dieser Vers – und damit das Lob – eher auf die Form und die Gestaltung (*tractatio*) bezieht oder doch in erster Linie auf den Stoff (*materia*).<sup>44</sup> Für beide Fälle gilt, dass der Verfasser das *lît* besonders auszeichnet.

Ebenfalls wenig Konsens gibt es in der Frage, welche Funktion mit Lamprechts Selbstbezeichnung als *phaffe* zu verknüpfen sei. Plausibel erscheint das Argument, dass sich der Verfasser damit bewusst in die religiös-gelehrte Tradition einbindet – was schon der Vorauer Redaktor so aufgefasst haben musste, als er das Alexanderlied in eine Handschrift mit eindeutig heilsgeschichtlicher Ausrichtung aufnahm.<sup>45</sup> Mit der Betonung klerikaler Gelehrtheit lenkt Lamprecht von der Tatsache ab, dass er sich mit seiner Retextualisierung des Alexanderstoffs gerade nicht innerhalb konventioneller Bahnen bewegte, sondern mit der Übertragung einer französischen Vorlage Neuland betrat.

Warum Lamprecht überhaupt eine volkssprachliche Vorlage wählte, ausgerechnet beim Alexanderstoff, der eine ausgeprägte lateinische Stofftradition besaß, ist nicht zu klären. Eine mögliche Antwort bildet die Überlegung, dass eine Vorlage, die den im Grunde genommen weltlichen Stoff auch schon in einer Volkssprache bot, das eigene kühne Unterfangen etwas abmilderte, indem sich bereits auf ein Vorbild rekurrieren ließ. Mit Alberics Alexanderdichtung lag zudem eine Quelle vor, die eine explizite Autorinstanz aufwies und damit Auto-

<sup>42</sup> Zu dieser Stelle eingehend Martina Backes: *Ich buwe doch die strazzen / die sie hant gelazzen*. Überlegungen zu Selbstverständnis und Textkonzept deutscher Bearbeiter französischer Werke im Mittelalter, in: Bumke, Peters [Anm. 9], S. 345–355, hier S. 348 f.

<sup>43</sup> Zur Wort- und Bedeutungsgeschichte des Verbs siehe Kurt Gärtner: *tihthen / dichten*. Zur Geschichte einer Wortfamilie im älteren Deutsch, in: Dicke [Anm. 13], S. 67–81. Zum Status und den Ausdrucksmöglichkeiten der Wörter *tihthen* und *tithaere* jetzt auch umfassend Unzeitig [Anm. 7], S. 292–342 u. passim.

<sup>44</sup> Eine Übersicht über die Forschungsmeinungen vermittelt Christoph Mackert: Die Alexandergeschichte in der Version des ›Pfaffen‹ Lambrecht. Die frühmittelhochdeutsche Bearbeitung der Alexanderdichtung des Alberich von Bisinzo und die Anfänge weltlicher Schriftepiik in deutscher Sprache, München 1999 (Beihefte zu Poetica 23), S. 86 f.

<sup>45</sup> Das Alexanderlied scheint deshalb in die Vorauer Handschrift integriert worden zu sein, weil sich Alexander als Gestalt der Bibel in den heilsgeschichtlichen Kontext einpassen ließ: V. 11/12: *diz mugit ir wol hôren / in libro Machabeorum* (vgl. dazu etwa Mackert [Anm. 44], S. 89, 94).

ritätspotenzial offerierte, was wiederum für die eigene Ermächtigung fruchtbar gemacht werden konnte. Dass sich die mittelhochdeutsche Bearbeitung auch mit Blick auf den Akt der prozessual-narrativen Darbietung immer wieder auf die Autorität Alberics beruft, ihn geradezu als feste Bezugsgröße aufbaut, zeigt sich in Formulierungen wie *nieman enschulde sîn mich: / louc er, sô liuge ich* (V. 17 f.)<sup>46</sup> oder *dar ane gedâhte Alberîch / den selben gedanc hân ich* (V. 31 f.).

Alles in allem zeigt der Prolog ein ausgeprägtes Bewusstsein für die arbeitsteiligen Aspekte und kommunikativen Funktionen mittelalterlicher Literaturproduktion, indem er diverse Dichotomien aufspannt und sie in ein gegenseitiges Verhältnis setzt. So wird die Redeinstanz, die für den narrativen Akt und für die Vergegenwärtigung des Werks in der Vortragssituation zuständig ist, vom Dichter-Verfasser geschieden, der das literarische Produkt vorgelegt hat. Letzterer wird mit einer Autornennung versehen und mit dem ebenfalls namentlich genannten Urheber der Quelle auf Augenhöhe gestellt. Ersterer ist jedoch die Erzählregie und die Relation zum Publikum vorbehalten: Immer dann, wenn ein direkter Adressatenbezug hergestellt oder der Erzählablauf kommentiert wird, tritt die Instanz der Narration auf den Plan, was sich in Bezeugungen spiegelt wie: *nû sol ich es iuh in dûtîsken berîhten* (V. 16); *umbe den ich is began. / Diser rede wil ich mich irvaren* (V. 60 f.); *ich sage eu, wî ir name was* (V. 91).

Was Lamprecht als Vorlage nicht zur Verfügung stand, wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts durch Walter von Châtillon realisiert, nämlich eine lateinische Bearbeitung des Alexanderstoffs in Versen.<sup>47</sup> Walters in Hexametern verfasster ›Alexandreis‹ war sehr bald ein ungeheurer Erfolg beschieden, was sich schon darin zeigt, dass allein aus dem 13. Jahrhundert über 200 Handschriften erhalten sind.<sup>48</sup> Das Werk ist in zehn Bücher eingeteilt, vorgeschaltet ist ein kurzer Prolog, der metrisch vom Rest der Dichtung abgesetzt ist.<sup>49</sup>

---

**46** Der ›Straßburger Alexander‹ bietet hier eine auffällige Abweichung im Wortlaut, wenn er formuliert: *Nieman ne schuldige mi: / also das bûch saget, sô sagen ouh ih* (V. 17/18). Zu den beiden Varianten siehe weiterführend Stefanie Schmitt, Inszenierungen von Glaubwürdigkeit. Studien zur Beglaubigung im späthöfischen und frühneuzeitlichen Roman, Tübingen 2005 (MTU 129), S. 29 u. 69; Mackert [Anm. 44], S. 90–92; Trude Ehlert: Deutschsprachige Alexanderdichtung des Mittelalters. Zum Verhältnis von Literatur und Geschichte, Frankfurt/M. 1989, S. 28–31 u. 62.

**47** Zu den biographischen Eckdaten Walters von Châtillon und zur Datierung des Werks siehe etwa Maura K. Lafferty: Walter of Châtillon's ›Alexandreis‹. Epic and the problem of historical understanding, Turnhout 1998 (Publications of the Journal of Medieval Latin 2), S. 183–189.

**48** Walters Alexanderdichtung wurde bald Schullektüre und ist deshalb besonders reich überliefert (vgl. etwa Corinna Killermann: Die mittelalterliche Kommentierung der ›Alexandreis‹ Walters von Châtillon als Fall von Interdependenz und Selbstkonstituierung, in: Cölln [Anm. 34], S. 299–331).

**49** Zum Aufbau des Werks siehe Henriette Harich: Alexander epicus. Studien zur Alexandreis des Walter von Châtillon, Graz 1987 (Dissertationen der Karl-Franzens-Universität Graz 72), S. 16–95.

Gleich zum Auftakt dieser Vorrede reflektiert ein Ich, das sich wenig später als Stimme des Verfassers entpuppt, wie folgt über das Geschäft des Dichtens: Häufig geschehe es, so die Ich-Stimme, dass ein neues Werk beim ersten Vortragen die Zuhörer in zwei Lager spalte, die einen Beifall spendeten, die anderen jedoch Unverständnis, Neid oder gar Hass zeigten und selbst eine gelungene Arbeit herabwürdigten.<sup>50</sup> Mit der ursprünglichen Natur des Menschen würde übereinstimmen, alles für gut zu halten, was Gott geschaffen habe; nur hätten sich davon viele entfernt und seien schneller bereit, zu verurteilen als anzuerkennen.<sup>51</sup> In direkter Apostrophierung der eigenen Dichtung, die in heroischem Sprechgestus als *o mea Alexandrei* angeredet wird, hält der Verfasser sodann fest:

[...] *Hoc ego reveritus  
diu te, o mea Alexandrei, in mente habui semper  
supprimere et opus quinquennio laboratum aut  
penitus delere aut certe quoad viverem in occulto  
sepelire.* [...] <sup>52</sup>

Derartige Überlegungen zu Beginn des Prologs dienen nicht nur der *captatio benevolentiae*. Sie verdeutlichen zur Eröffnung des Gedichts, in welche Tradition sich Walter mit seinem Schaffen stellt und mit wem er sich als Dichter misst: mit keinem geringeren als Vergil.<sup>53</sup> Die Vernichtung des eigenen Werks, die Walter für sein Epos in Betracht zog, hatte der antike Dichter tatsächlich testamentarisch verfügt, der im Angesicht des Todes selbst noch versucht haben soll, die ›Aeneis‹ zu verbrennen.<sup>54</sup> Dass Walter genau diesen Vergleich sucht, bestätigt die unmittelbare Fortsetzung der Vorrede: Das Autor-Ich konzidiert, dass es sich schließlich doch durchgerungen habe, sein Werk dem Licht der Öffentlichkeit hinzuge-

**50** Vgl. Walter von Châtillon: *Alexandreis*, Prolog, 1–7 (hier und im Folgenden nach der Ausgabe: Walter von Châtillon: *Alexandreis*, hg. v. Marvin L. Colker, Padua 1978 [Thesaurus mundi 17]).

**51** Vgl. Walter von Châtillon: *Alexandreis*, Prolog, 8–13.

**52** Walter von Châtillon: *Alexandreis*, Prolog, 13–17: »Aus Furcht hiervor [vor dem Unverständnis und der Missgunst der Rezipienten, S. P.] habe ich mich lange mit der Absicht getragen, über dich, mein Alexanderlied, Schweigen zu bewahren und das Werk, an dem ich fünf Jahre lang gearbeitet habe, entweder zu vernichten oder wenigstens für die Dauer meines Lebens verborgen zu halten.« Deutsche Übersetzung hier und im Folgenden aus: Walter von Châtillon: *Das Lied von Alexander dem Großen*, übers., komm. und mit einem Nachwort versehen v. Gerhard Streckenbach, Heidelberg 1990, S. 27.

**53** Ausführlich mit Walters Vergil-Vergleich beschäftigt sich: Hartmut Wulfram: Explizite Selbstkonstituierung in der ›Alexandreis‹ Walters von Châtillon, in: Cölln [Anm. 34], S. 222–269, hier S. 223–225.

**54** So berichtet es die bei Donat überlieferte Vergil-Vita Suetons (vgl. Suetonius: *Vita Vergiliana*, 37–40).

ben, obwohl es sich selbst – wie scheinbar zurückhaltend hinzufügt wird – gewiss nicht für einen besseren Dichter halte als Vergil,<sup>55</sup> der ebenfalls durch Lästereien neidischer Dichterkollegen herabgesetzt worden sei.<sup>56</sup>

Doch damit nicht genug: Mit dem Kirchenvater Hieronymus, der gleichermaßen als Historiograph hervorgetreten ist, wird ein weiteres illustres Vorbild auf den Plan gerufen, diesmal zur Spiegelung der Aussagen des eigenen Prologs.<sup>57</sup> So vermerkt die Ich-Stimme:

*Sed et Ieronimus noster, vir tam dissertissimus  
quam christianissimus, qui in singulis  
praefationibus suis emulis respondere consuevit,  
manifeste dat intelligi nullum apud auctores  
superesse securitatis locum cum virum tam  
nominatae auctoritatis pupugerit stimulus emulorum.*<sup>58</sup>

Über die Schlüsselbegriffe *auctor* und *auctoritas* verdeutlicht Walter, welche Selbsteinschätzung er von seinem Tun als Dichter hat. Er stellt sich in die Reihe der *auctores*, indem er das eigene Werk denselben Widrigkeiten ausgesetzt vermutet, wie es Hieronymus in Bezug auf Schriftsteller beobachtete, die über *auctoritas* verfügen. Wie der Kirchenvater Neidern entgegentrat, so möchte auch Walter den Stachel der Eifersucht bannen. Indirekt nimmt er damit den – ihm bald auch tatsächlich entgegengebrachten – Zuspruch für sein Werk vorweg: Missgunst und Eifersucht implizieren Erfolg, und nur wer Lob und Anerkennung erntet, muss sich vor Neidern fürchten.

Zum Schluss des Prologs wendet sich Walter unumwunden an die Leser seiner ›Alexandreis‹, die er in provokantem Understatement als *opusculum* bezeichnet: Die Rezipienten sollten doch, wenn ihnen etwas tadelnswert oder lächerlich erscheine, an die Kürze der Abfassungszeit und an die Größe des Stoffes denken, an den sich, wie schon der Grammatiker und Vergil-Kommentator Servius bezeuge, keiner der alten Dichter herangewagt habe.<sup>59</sup> Über die wirk-

55 Walter von Châtillon: *Alexandreis*, Prolog, 19 f: *Non enim arbitror me esse / meliorem Mantuano vate* [...].

56 Vgl. Walter von Châtillon: *Alexandreis*, Prolog, 17–23.

57 Vgl. dazu auch Wulfram [Anm. 53], S. 225–227.

58 Walter von Châtillon: *Alexandreis*, Prolog, 24–29: »Aber auch unser Hieronymus, ein ebenso guter Stilkünstler (*dissertissimus*) wie frommer Christ, der in nicht wenigen seiner Vorreden immer wieder Neidern entgegentreten ist, gibt deutlich zu verstehen, dass man sich unter Schriftstellern (*auctores*) nicht sicher fühlen kann, da selbst einen Mann von so anerkannter Autorität [wie Vergil, S. P.] der Stachel der Eifersucht verwundet habe« (S. 27).

59 Vgl. Walter von Châtillon: *Alexandreis*, Prolog, 30–40.

lichen Quellen seines Werks oder über andere Bearbeiter des Alexanderstoffs spricht der mittelalterliche Epiker hingegen mit keinem Wort.

Walter stellt sich also gerade nicht in die Tradition der spätantiken und mittelalterlichen Bearbeiter der Materie, sondern zieht eine gerade Linie von sich zu Vergil. Dass er mit seiner ›Alexandreis‹ unmittelbar an die antike Epik anknüpft, geht schon aus der Wahl des Versmaßes hervor. Über den zielgerichteten Vergleich mit dem als *Mantuanus vates* bezeichneten Autor der ›Aeneis‹ stilisiert sich Walter selbst zum *vates*.<sup>60</sup> Seine Tätigkeit entspricht damit derjenigen des antiken Dichters-Sehers, der als göttlich inspirierter Sänger kraft seines Geistes von bedeutenden Ereignissen kündigt. Dass Walter in Hinsicht auf das von ihm geschaffene Werk auch den Bezug auf den *Deus creator* nicht scheut, verdeutlicht der Hinweis auf die von Gott geschaffenen Dinge, die die Menschen mitunter auch nicht angemessen würdigten. Über die Hieronymus-Allusion und die Bemerkung, man könne selbst unter *auctores*, die *auctoritas* besitzen, vor Neidern nicht sicher sein, rechnet sich Walter persönlich den *auctores* zu.<sup>61</sup>

Ähnlich wie Walter sich in die explizite Vergil-Nachfolge stellt, mit dem er sich misst und den er auch zu überflügeln sucht, nimmt Rudolf von Ems die Konkurrenz mit Gottfried von Straßburg auf.<sup>62</sup> Rudolfs ›Alexander‹, im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts entstanden, ist unvollendet geblieben. Ursprünglich wohl über zehn Bücher geplant,<sup>63</sup> bricht das Werk im sechsten Buch mitten in der Handlung ab. Jedem einzelnen Buch hat Rudolf einen ausführlichen Prolog vorangestellt. In diesen Vorreden stellt der Dichter in erster Linie metapoetische Überlegungen an, greift dabei diverse Themen auf, so dass sich auch ein deutliches Bild von seinem eigenen Verfasser-Verständnis herauskristallisiert.

---

**60** Der in Andes bei Mantua geborene Vergil wurde schon in der Spätantike prominent als *Mantuanus vates* bezeichnet (vgl. beispielsweise Ammianus Marcellinus: *res gestae*, 15,9; Hieronymus: *quaest. hebr. in gen. praef.* [CCL 72, S. 1]). Zum *vates*-Begriff, wie ihn Walter verwendet, siehe Andreas Glock: *Alexander Gallicus? Die ›Alexandreis‹ Walters von Châtillon als Fall impliziter antik-mittelalterlicher Dependenz und Selbstkonstituierung*, in: Cölln [Anm. 34], S. 270–298, hier S. 274.

**61** Zu den diversen Implikationen, die mit dem Begriff *auctor* im Mittelalter verbunden wurden, siehe etwa: Müller [Anm. 7]; Minnis [Anm. 12].

**62** Dies zeigt sich bereits in den poetischen Mitteln, die Rudolf in seinen Werken verwendet, wobei neben den Akrosticha besonders die Dichterkataloge im ›Alexander‹ und im ›Willehalm von Orlens‹ zu nennen sind.

**63** Dass das Werk insgesamt zehn Bücher umfassen sollte, lässt sich aus dem unfertigen Akrostichon der Buchanfänge erschließen: Die Eingangsignale der erhaltenen sechs Bücher lauten: R, A, L, E, X, A.



Grundsätzlich ist zu konstatieren, dass Rudolf seinem Dichterstolz allein dadurch schon Ausdruck verleiht, dass er in den Prologen besonders kunstvolle Reimschemata, Variationen der Strophenbildung und ausgeklügelte Wortspiele verwendet. Bewusst nutzt er die exponierte Situation des Buchauftakts und die direkte Kontaktnahme mit den Zuhörern und Lesern<sup>64</sup>, um diesen Kostproben seiner Fähigkeiten zu geben und das eigene Können zu präsentieren. So profiliert er sich bereits über die Gestaltung der Prologverse als beachtenswerte Kapazität auf dem Gebiet erzählenden Dichtens und als Virtuose volkssprachlicher Formkunst.

Wie sich Rudolf – nicht als Bearbeiter des Alexanderstoffs, sondern generell als Epiker – innerhalb der mittelhochdeutschen Literatur seiner Zeit positioniert, zeigt die Vorrede zum zweiten Buch. Der Dichter widmet sie seinen literarischen Vorbildern, die das Prolog-Ich als seine *meister* bezeichnet,<sup>65</sup> und erstellt einen umfangreichen Verfasserkatalog.<sup>66</sup> Rudolf führt siebzehn deutschsprachige Dichter namentlich auf und setzt sich mit ihrem Schaffen sowohl hinsichtlich formaler als auch inhaltlicher Gesichtspunkte auseinander. Er beginnt mit Heinrich von Veldeke, lässt Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg folgen und geht dann zu jüngeren Epikern wie Konrad von Heimesfurt, Wirnt von Grafenberg, Ulrich von Zatzighoven, Heinrich von dem Türlin, Konrad Fleck und weiteren über.<sup>67</sup> Im unmittelbaren Anschluss kommt Rudolf auf seine eigene Person und die von ihm verfassten Werke zu sprechen, erwähnt den ›Guten Gerhard‹ und ›Barlaam und Josaphat‹ sowie eine Eustachius-Legende, die nicht erhalten ist.<sup>68</sup>

**64** Rudolf rechnet offenkundig nicht nur mit Zuhörern, sondern vor allem auch mit Lesern, wie die Akrosticha und die komplizierten Strophenbildungen zeigen, die sich akustisch gar nicht angemessen würdigen lassen.

**65** Gleich zum Auftakt des Prologs formuliert Rudolf (V. 3063–70): *Aller mîner meister kûr / wil ich diz maere legen vûr / und wil sie vlêhen und bitn / daz sie nâch meisterlîchen sitn / ir hêhe kunst mir zeigen / und diemuotlîche neigen / ir ôre ir kûnstec herze her / und merken wes mîn herze ger* (hier und im Folgenden zitiert nach der Ausgabe: Rudolf von Ems: Alexander. Ein höfischer Versroman des 13. Jahrhunderts, hg. v. Victor Junk, Leipzig 1928).

**66** Zu den spezifischen Funktionen von Dichterkatalogen siehe etwa: Claudia Brinker-von der Heyde: Autorität dank Autoritäten. Literaturexkurse und Dichterkataloge als Mittel zur Selbststilisierung, in: Fohrmann [Anm. 7], S. 442–464; Patrizia Mazzadi: Autorreflexionen zur Rezeption. Prolog und Exkurse in Gottfrieds *Tristan*, Triest 2000 (Quaderni di Hesperides, Serie saggi 2), S. 81–91 u. 137–171. Speziell zu Rudolf von Ems: Florian Kragl: Kanonische Autorität. Literaturexkurse und Dichterkataloge bei Rudolf von Ems, in: Jürgen Struger (Hg.): Der Kanon – Perspektiven, Erweiterungen und Revisionen. Tagung österreichischer und tschechischer Germanistinnen und Germanisten, Olmütz/Olomouc, 20.-23.9.2007, Wien 2008, S. 347–375.

**67** Vgl. Rudolf von Ems: Alexander, V. 3105–3268.

**68** Vgl. Rudolf von Ems: Alexander, V. 3269–3398. Nicht erwähnt werden die ›Weltchronik‹ und der ›Willehalm von Orlens‹, die zur Abfassungszeit des Prologs offensichtlich noch nicht fertig gestellt bzw. noch gar nicht angefangen sind.

Ins Auge sticht, wie Rudolf in seiner Dichterschau zwei Verfasser besonders heraushebt, indem er ihnen auffällig viel Platz einräumt: Gottfried von Straßburg und sich selbst. Dass er Gottfried zum hauptsächlichen Vorbild stilisiert und sich gerade mit ihm eigens misst, zeigt sich bereits in der Tatsache, dass er, wie dieser mit dem Literaturexkurs im ›Tristan‹, einen ausführlichen Dichterkatalog präsentiert. Ebenfalls wie Gottfried hat Rudolf in den strophischen Teil seines ersten Prologs ein Akrostichon eingearbeitet: Während der Tristan-Dichter dabei in bescheidener Zurückhaltung jedoch nur seine eigene Initiale nennt, dafür aber den Gönnernamen ausbuchstabiert,<sup>69</sup> bildet das Akrostichon zum Auftakt des ›Alexanders‹, in augenscheinlicher Markierung des Autorstolzes, das Wort *Ruodolf*.<sup>70</sup>

Auch sein Dichterkatalog unterscheidet sich von demjenigen Gottfrieds, und zwar nicht allein durch den Umstand, dass Rudolf vorwiegend Epiker behandelt.<sup>71</sup> Wie Ute Schwab gezeigt hat, gestaltete der Verfasser des ›Alexander‹ seinen Literaturexkurs nach dem Darstellungsprinzip des *Arbor Jesse*.<sup>72</sup> Rudolfs Dichterbäum korrespondiert mit einem in der bildenden Kunst beliebten Typus mit sechzehn Zweigen, an denen die vier großen und die zwölf kleinen Propheten des Alten Testaments mit Spruchbändern sitzen, wobei der Stamm »aus dem Jesse des alten Bundes« wächst: Im Literaturkatalog Rudolfs entspringt der Baum Heinrich von Veldeke, anstelle der Propheten tragen die Äste die diversen weiteren Epiker.<sup>73</sup>

Die Pointe des Gewächses zeigt sich im Alexander-Prolog allerdings in dessen Wipfel: Genau so, wie die Propheten die Geburt Christi ankündigen – Christus bildet in den Jessebaumdarstellungen die Krone –, weisen die sechzehn Dichter des Veldeke-Baumes »auf das Kommen des letzten Zweiges hin, der die Blüte bringt. Dieses jüngste Reis aber ist durch Rudolf selbst, d. h. durch seine Dichtung vertreten.«<sup>74</sup> Was der Alexander-Dichter mittels der Spiegelung seines Literaturkata-

<sup>69</sup> Vgl. Gottfried von Straßburg: *Tristan*, V. 1–44 (hier und im Folgenden nach der Ausgabe: Gottfried von Straßburg: *Tristan*, mhd./nhd., nach dem Text von Friedrich Ranke neu hg., ins Neuhochdeutsche übers., mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Rüdiger Krohn, Bd. 1, Stuttgart 1980).

<sup>70</sup> Vgl. Rudolf von Ems: *Alexander*, V. 1–28. Siehe dazu auch Kragl [Anm. 66], S. 365–369; Coxon [Anm. 7], S. 72–74.

<sup>71</sup> Anders als in Gottfrieds Literaturexkurs spielen Lyriker in Rudolfs Dichterkatalog keine Rolle (vgl. Gottfried von Straßburg, *Tristan*, V. 4621–4820). Auch hierin zeigt sich, dass es dem Alexander-Dichter bei seinem Literaturkatalog wesentlich um die Spiegelung der eigenen Verfasserstätigkeit geht.

<sup>72</sup> Vgl. Ute Schwab: *Lex et gratia*. Der literarische Exkurs Gottfrieds von Straßburg und Hartmanns Gregorius, Messina 1967, S. 12–16.

<sup>73</sup> Schwab [Anm. 72], S. 15.

<sup>74</sup> Ebenda.

logs in den Jessebaumdarstellungen entwirft, ist nicht nur Kennzeichen des Wettfeuerns mit dem Vorbild Gottfried, sondern drückt den absoluten Anspruch auf dichterische Hegemonie und ein Selbstverständnis höchster Meisterschaft aus.

Während sich Rudolf im Literaturkatalog seines ›Alexander‹ innerhalb der mittelhochdeutschen Epik im Allgemeinen situiert und Position zu seinem Schaffen als Dichter insgesamt bezieht, äußert er sich an anderen Stellen zum eigenen Rang im Verbund der verschiedenen Bearbeiter des Alexanderstoffs. In den Vorreden zum ersten und zum dritten Buch reflektiert er über den angemessenen Umgang mit möglichen Vorlagen und setzt sich grundsätzlich mit Fragen und Problemstellungen in Bezug auf die Quellen seiner Dichtung auseinander. Zudem nennt er im vierten Prolog spezifische lateinische Quellen, während er im fünften explizit auf konkurrierende deutschsprachige Alexanderdichtungen eingeht.

Im Zuge der prinzipiellen Überlegungen über den Umgang mit den Vorlagen, die sorgfältig zu bewerten seien, vermerkt Rudolf, dass keiner seiner Vorgänger die Taten Alexanders im Sinne der *rehten wârheit* berichtet hätte.<sup>75</sup> Dieser Umstand habe ihn dazu veranlasst, mit großem Fleiß und in lange dauernder Arbeit verschiedene Quellen zu suchen und zu studieren, so dass er selbst nun die Wahrheit kenne, die er in seinem Werk darlege.<sup>76</sup> Kraft der eigenen prüfenden Auseinandersetzung mit der Materie sieht sich der Dichter also in der Lage, seinen ›Alexander‹ so auszugestalten, dass er der Geschichte gerecht wird.<sup>77</sup> Aus diesem Grund scheut Rudolf auch den Vergleich mit den lateinischen Bearbeitungen des Stoffs nicht. Er beschreibt ausführlich die Fundlegende Leos, geht auf Curtius Rufus ein und nennt Flavius Josephus als Quelle für Alexanders Umgang mit den Juden sowie [Pseudo-]Methodius für die Gog und Magog-Episode.<sup>78</sup>

---

**75** Rudolf von Ems, *Alexander*, V. 62–66: *in hât manec man genant / und von im âventiure geseit / mit lügen und ouch mit wârheit, / der doch niht rehte hât geseit / von im die rehten wârheit*. Siehe zu diesem Problemkomplex und insbesondere zum Phänomen der von Rudolf immer wieder in Anspruch genommenen *wârheit*: Stefanie Schmitt: *Autorisierung des Erzählens in Romanen mit historischen Stoffen? Überlegungen zu Rudolfs von Ems Alexander und Konrads von Würzburg Trojanerkrieg*, in: Beate Kellner [u. a.] (Hgg.): *Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter*, Berlin 2005 (Philologische Studien und Quellen 190), 187–201, hier S. 189–193; Schmitt [Anm. 46], S. 115–126; Ehlert [Anm. 46], S. 115–118.

**76** Rudolf von Ems, *Alexander*, V. 67–78: *durch daz hân ich gevlizzen mich / al mîne tage sît daz ich / tihtens ie begunde, / wiech diu maere vunde / wie der tugentrîche / Alexander wunderfîche / wonders ûf der erde hie / mit wunderlîcher kraft begie. / dar an hât diu wârheit mir / ervüllet mînes herzen gir: / ich bin es nû wol zende komm / und hân von wârheit vernomm / wie [...]*.

**77** Vgl. weiterführend Schmitt [Anm. 46], S. 245–248; Schmitz [Anm. 7], S. 472–478; Ehlert [Anm. 46], S. 119–128.

**78** Vgl. Rudolf von Ems, *Alexander*, V. 12972–13064.

Detailliert nimmt Rudolf zudem seine deutschsprachige Konkurrenz in den Blick, die er nach stilistischen und nach inhaltlichen Kriterien einzeln bespricht und mit der er mitunter scharf ins Gericht geht. Zwar lobt er seine Vorgänger zunächst insofern, als er festhält, dass *schon sô manec wîse man* es vor ihm auf sich genommen habe, *ze tichtenne diu maere* (V. 15769–71). Einem – sonst nicht weiter bekannten – Berchtold von Herbolzheim gesteht er zumindest zu, dass er *gevuoge und wol gesprochen* (V. 15776) habe, doch: *hât er getihtet niht / des diu histôrje von im* [d. i. Alexander, S. P.] *giht* (V. 15779 f.). Noch schlechter bewertet Rudolf das Alexanderlied von Lamprecht. Diesem spricht er nicht nur *die rehten wârheit* ab (V. 15788), sondern bezeichnet es auch als *stumpffliche, niht wol besnîtn* (V. 15784). Nur vom Hörensagen kennt Rudolf hingegen die Alexanderdichtung eines gewissen *her Biterolf*, so dass er diese nicht ganz so dezidiert aburteilt.<sup>79</sup>

Für seine eigene Dichtung nimmt Rudolf sodann einmal mehr in Anspruch, dass er *hâ[t] zesamene brâht / allez daz diu schrift uns seit / mit ungelogener wârheit* (V. 15808–10). Scheinbar bescheiden fügt er darauf hinzu: Sollte jemand die Geschichte ebenfalls *nâch der histôrje rihte* gelesen und darüber hinaus *verrèr und baz* als Rudolf gesprochen haben, dann wolle er diesem den Stoff neidlos überlassen (V. 15815–21). Da er allerdings für den Moment davon ausgeht, dass dies nicht der Fall sei, erbittet sich der Epiker weiter eindringliche Aufmerksamkeit von seinem Publikum (vgl. V. 15823–28).

Rudolf von Ems ventiliert sein eigenes Verfasserverständnis damit in aller Ausdrücklichkeit. Wie ein Dichter mit seinen Quellen umzugehen habe, wenn er einen Stoff adäquat traktieren wolle, dies formuliert er wiederholt explizit und macht dabei deutlich, dass er selbst gerade so vorgeht, wie es von einem sich selbst gewissen Epiker zu erwarten sei.<sup>80</sup> Es sind die Fähigkeiten des Einzelnen, sowohl auf dem Gebiet der Quellenrezeption wie auch im Bereich der Sprachbehandlung, die das herausragende, so und nicht anders gewollte Werk und also auch den erstrangigen Dichter auszeichnen. Dass sich Rudolf selbst gerade für einen solchen hält, erläutert er mehrfach prononciert.

Die kursorische Analyse der Prologe in Rudolfs ›Alexander‹ zeigt, gerade in der Gegenüberstellung mit den drei anderen behandelten Beispielen, dass eine simple Entgegensetzung von lateinischer und volkssprachiger Überlieferungslinie im Hinblick auf die Verfasserschaftskonzeptionen nicht standhält, da sich fixierte und diffuse, emphatische und unterschwellige Formen der Bekundung

<sup>79</sup> Vgl. Rudolf von Ems, Alexander, V. 15789–15803 (dazu auch Schmitt [Anm. 75], S. 193 f.; Coxon [Anm. 7], S. 78–80).

<sup>80</sup> Vgl. Reuvekamp-Felber [Anm. 7], S. 20.

von Autorschaft unabhängig von der Differenz lateinischer und volkssprachlicher Literaturproduktion feststellen lassen. Auf der Basis der Materialanalyse ist der literaturtheoretische Begriff der Retextualisierung bei der Beschreibung diachroner wie synchroner Literaturtransfers wie im Falle des Alexanderstoffes durchaus in der Lage, eine Fülle textueller Verfahren zusammenfassend in den Blick zu nehmen, ohne die Divergenz ihrer medialen und poetologischen Spezifika dabei zu vernachlässigen. Können doch mit diesem *umbrella term* die für den Alexanderroman so grundlegenden Formen der Bearbeitung, Übersetzung, Erweiterung usw. detailliert nachgezeichnet und schlüssig auf den Begriff gebracht werden.

Zugleich ruft die Bestandsaufnahme dieser Formenvielfalt von Retextualisierungen erneut ins Bewusstsein, wie stark und an welchen Punkten sich die Produktions- und Kommunikationsbedingungen mittelalterlicher Literatur von den Determinanten neuzeitlicher oder gar moderner Autorschaft unterscheiden. Denn mittelalterliche Verfasserschaft lässt sich, gewissermaßen parallel zu dem skizzierten Spektrum an Textualisierungsformen, in arbeitsteilige, funktional wie genetisch zu unterscheidende Teil-Instanzen auffächern, die vom Auftraggeber über den geistigen Urheber, die kompositorische Verantwortlichkeit und sprachkünstlerische Gestaltung bis hin zu den Akteuren der Übersetzung und Überlieferung reichen, und schließlich auch Textredaktion, Niederschrift und Vortrag als eigenständige Vorgänge mit weiteren beteiligten Personen umgreifen.

Autorschaft schlägt sich, wie deutlich wurde, auf dem Feld der Alexanderdichtung insbesondere in den unterschiedlichen Strategien der Autorisierung nieder. Autorschaft als Autorisierungsverfahren zielt auf historisch-quellenkundliche Verifizierung, wenn wir an die Fund-Geschichte des Archipresbyters Leo denken; sie bemüht sich im Falle Lamprechts um die symbiotische Nähe des mit der Vorlage herangezogenen Autornamens, die mit der Dissoziation von Verfasser- und Narrationsinstanz einhergeht; die *auctoritas* kann sich aber auch durch die kompositorische und verspoetische Meisterschaft der Sprachkunst des selbstbewussten Dichters legitimieren, so im Falle Rudolfs von Ems, oder sich umstandslos aus dem Enthusiasmus eines *poeta vates* ableiten, der sich auf antike Muster dichterischen Schaffens beruft, wie in der ›Alexandreis‹ Walters von Châtillon zu beobachten ist.

In all diesen Spielarten sind die Zuschreibungs- und Legitimationsformen literarischer Autorität nicht außerhalb der Materialität dessen zu verorten, was im hier skizzenhaft nachgezeichneten Geflecht der Alexanderdichtungen an Retextualisierungsverfahren ermittelt werden konnte. Die Wiedererzählungen der legendären Gestalt Alexanders sind zugleich Auseinandersetzungen mit der Neubegründbarkeit literarischer Autorschaft.